...mm. Technik bau
...t. Kaffee
...Artikel. ...kzeuge ...urniere
...8
...8.
...Sep
...Exter
...40/42
...ep
...fahrt!
...che auf

„Bedauere, ich habe wirklich keine Zeit", antwortete kühl der Unbekannte und wandte sich ab.

„Lieber junger Mann! Erbarmen Sie sich meiner! Haben Sie Mitleid mit mir. Versetzen Sie sich in meine Lage!"

„Nun gut. Ihre Lage ist in der Tat bedauernswert. Ich will versuchen, Ihnen zu helfen. Also wo wohnen Sie?" — sagte endlich der Unbekannte.

Haus Perepölkin — das zweite Haus rechts nach der Ueberfahrt, ein gelbes Haus. Vielleicht können Sie mir ein Stückchen Papier und einen Bleistift borgen, dann schreibe ich der Wirtin einige Zeilen." Das tat er denn auch und kritzelte auf den Zettel: „Verehrte Frau Anna Jakowlewna! Begleiten Sie, bitte, den Ueberbringer, meinen Freund, in mein Zimmer, von wo er mir einige Sachen bringen soll. Ihr Mieter Blachin." Der Unbekannte steckte den Zettel zu sich und eilte davon ...

Vom Fluß her wehte der Wind immer kälter. Der Mond spiegelte sich im Wasser, im Schilf plätscherten geräuschvoll aufspringende Fische. Von benachbarten Landhäusern her erklangen fröhliche Lieder, abgerissene Töne einer Harmonika, lautes Gelächter.

„Dort singt diese Teufelsbrut", murmelte Blachin, „und hier geht ein Mensch zu Grunde. Wo dieser Schlingel nur so lange bleibt? Jetzt könnte er doch schon zurück sein. Oder sollte diese Närrin meinem Zettel mißtraut haben?" Bei diesem Gedanken fror ihn noch mehr. Mit klappernden Zähnen schlich er durch die Büsche, ängstlich bei jedem Geräusch aufhorchend. Dann wartete er wieder ein Weilchen. Endlich eilte er spornstreichs längs der Zäune dahin, ohne auf die Liebespaare Rücksicht zu nehmen, die kreischend auseinander stoben. Schließlich näherte er sich seinem Ziel, sprang über den Zaun, durchlief den Vorgarten, kroch in einen Fliederbusch und schaute um sich. Auf der Veranda saß die dicke Wirtin mit ihrer Tochter am Teetisch.

„Anna Jakowlewna", flüsterte Blachin mit kläglicher Stimme. „Himmel, wer ist da?" fragte ängstlich die Hauswirtin zur Tür flüchtend.

„Ihr Mieter, Blachin", lautete die Antwort.

„Ihr Freund hat mir doch gesagt, Sie seien in die Stadt zurück gefahren?" erwiderte erstaunt die Wirtin.

„Mein Freund? Welcher Freund?"

„Na, natürlich derselbe, den Sie mit Ihrem Zettel schicken. Es ist wohl bereits zwei Stunden her, daß er alle Sachen in Ihren Koffer packte und davoneilte ... Aber weshalb verstecken Sie sich da?"

„Alte Närrin! Ich bin bestohlen, ich habe jetzt das Letzte verloren", brüllte Blachin aus dem Versteck springend.

„Pfui, ein nackter Mann", heulte die Wirtin, „Lissa, wende Dich ab! Scheußlich! ..."

Als Blachin in seinem Zimmer beim Anblick der geleerten Schubladen laut jammerte, rief die Alte: „Er ist verrückt geworden. Lissa, hole eilends die Miliz (Polizei): Unser Mieter ist wahnsinnig!"

Der Schlag.

Skizze von Erich Degenkolb-Leipzig.

Cornelius Marheinke fühlte sich seit Wochen matt und abgespannt. Das war kein Wunder, saß er doch Tag für Tag vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein in einem dumpfigen Büro. Er war völlig von der Ansicht überzeugt, daß ohne ihn die Arbeit nicht gedeihe, daß er der erste und der letzte sein müsse. Und so blieb er bis in die Nacht hinein sitzen und ersann neue Möglichkeiten, die Waren seiner Firma abzusetzen, den Umsatz zu steigern. Er war von der Sucht erfaßt, mit jedem Worte, mit jedem Handgriff zu zeigen, daß er der beste aller Mitarbeiter sei. Und obgleich seine Arbeit nicht derartig fruchtbar war, daß sie die aufgebrachten Opfer voll rechtfertigte, ließ er nicht ab von seinem Tun, mit dem er seine Kollegen schädigte, ja in Mißkredit bei der Geschäftsleitung brachte. Es war die Angst eines schon älteren Mannes, seine Stellung unter allen Umständen gesichert zu wissen. Er sah keine andere Möglichkeit, als dies durch einen besonderen Eifer zu erreichen. Von seinen Kollegen wurde er darob schief angesehen, ja sogar verachtet.

„Mit dem Marheinke scheint etwas nicht zu stimmen — entweder ist er überreizt oder — schon kindisch geworden, trotz seiner 49 Jährchen!" So oder ähnlich murmelten die Kollegen unter sich. Eines Tages hörte Marheinke zufällig ähnliche Worte, die ihn bestimmten, ein paar Augenblicke über sich selbst nachzudenken. Dann faßte er den Entschluß, zum Arzt zu gehen.

Der Mediziner sagte nach eingehender Untersuchung: „Herr Marheinke! Sie müssen einmal ausspannen!"

„Das geht nicht, Herr Doktor, ich bin unentbehrlich im Geschäft!"

„So! Na — dann würde ich empfehlen, eine Kur zu machen, zu Hause natürlich! Das Rezept gebe ich Ihnen noch ... "

„Das geht nicht, Herr Doktor; ich habe keine Zeit, denn abends —"

„Das ist schlimm, Herr — Herr Marheinke! Dann kann ich Ihnen wenig helfen! Sie sind nervös, sehr stark nervös sogar, zu Schlaganfällen geneigt, leiden an verkalkten Adern, Stuhlverstopfung — ja, mit einem Wort: Sie sind überarbeitet, müssen sich erholen! Weiter kann ich Ihnen nichts sagen!"

„Ja — aber gerade jetzt haben wir im Geschäft Hochsaison ..."

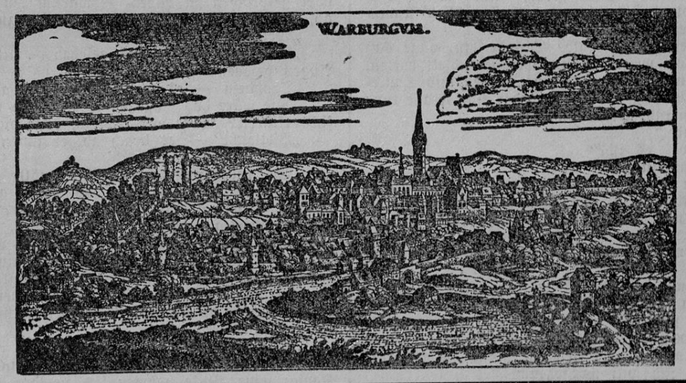
Der Arzt zuckte die Achseln: „Ich bin nicht Kaufmann — ich bin Arzt, Herr! Und ich kann Ihnen als solcher nichts anderes sagen, als was Sie bereits wissen!" Er streckte dem Patienten die Hand hin: „Wiedersehen! Denken Sie einmal über meine Worte nach und — lassen Sie sich in ein paar Tagen 'mal wieder sehen!"

Marheinke ging. Den ganzen Weg lang dachte er an die Worte des Mediziners: Arterienverkalkung — Schlaganfall — am Ende ein wirklicher, tödlicher Schlag! Er fühlte, wie er schon beim bloßen Denken an diese Worte hinfälliger wurde. Ja, wenn er ausspannen könnte! Wenn er Ruhe — aber, das ging ja nicht!

Cornelius Marheinke lebte sein altes Dasein weiter. Er wurde immer nervöser. Einmal schon war er wie durch ein Wunder vor dem Tode durch Ueberfahren gerettet worden. Ueberall — zu Hause, auf der Straße, überall geisterten geschäftliche Dinge in seinem Hirn. Kein Raum war darin für einen persönlichen Gedanken! Oder doch: Unaufhörlich flüsterte eine häßlich tönende Stimme in ihm: Schlag — Schlag — Schlag! Gleichzeitig traten Bilder vor sein geistiges Auge, die ihn erschauern ließen: Lähmung — die Unfähigkeit, arbeiten zu können — steife, verkrüppelte Hände —. Ueberhaupt sah er in der letzten Zeit soviel Nebel vor sich, manchmal im Kontor, aus allem heraus, zeitweise auch auf der Straße im Gehen. Und dann brachen wieder die Worte des Arztes über ihn herein: Symptome! Da setzte er sich des Abends einmal ganz ruhig hin, atmete tief und lange und zählte ganz leise, für sich: Eins — zwei — drei — und so fort bis zwanzig. Es ist dies eine goldene Regel, Ruhe über sich zu gewinnen, das hatte er in einem Buche von Mark Twain gelesen. Dieses Mittel schlug immer an. Auch jetzt. Er kam mit sich überein, daß er sich am Morgen krank melden werde. Danach schlief er seit langem traumlos eine Nacht und stand, von einer wohltuenden Ruhe beherrscht, auf, ging den bekannten Weg zu seiner Arbeitsstätte. Und während er so ging, vergaß er seine Vorsätze vom Abend vorher! Er grübelte schon wieder: Der Monatsabschluß müsse heute fertig werden, der Wechsel der Hypothekenbank sei fällig, die Termine auf dem Amtsgericht stehen heute an, und dann noch, und noch — Immer wuchtiger türmte sich die Arbeit zu einem Berge auf ... Er würde also keine Zeit haben, sich eine Erholung zu gönnen. Ueber dem Grübeln schlich er weltabgewandt an einem Baugerüst vorüber. Gerade zog ein Arbeiter einen Eimer Mörtel zur Höhe — Also er, Marheinke, ist unentbehrlich, einfach unabkömmlich — Da stürzte der schwere Eimer infolge Seilbruchs in die Tiefe und traf eine gebückte Gestalt, die lautlos zusammensank ...

Unabkömmlich! Das war der letzte Gedanke Marheinkes.

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick Warburg

Nr. 58 | 20. Juli 1929 | 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6.

11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ja, die für Vater!"

Sie sprang fort und kam nach wenigen Augenblicken mit einer Stickerei wieder herein. Auch Frau Düringer hatte sich eine Handarbeit vorgesucht, und so setzten sie sich in gleicher Weise beschäftigt, nebeneinander. Bevor Elli begann, zeigte sie der Mutter das bereits Geleistete und fragte:

„Mutter, wird es auch hübsch?"

„Sehr hübsch, gewiß."

„Weil es für Vater ist. Und für ihn ist nur das Allerallerbeste gut genug. Glaubst du, daß er sich darüber freuen wird?"

„Ja, das glaube ich."

Nun war Elli zufrieden und arbeitete für einige Zeit mit wortlosem Eifer. Dann fiel ihr Blick auf die Mutter und blieb dort haften.

„Du, Mutter."

„Was hast du, Kind?"

„Mutter, du bist doch nicht krank?"

„Nein; warum?"

„Weil deine Hand so zittert."

„Ich bin — ich habe vorhin ein wenig schwer gehoben und davon mag es wohl kommen."

„Gehoben? Was denn?"

„Ach laß doch — es ist nicht der Rede wert. Ein paar schwere Bücher — die mußten umgeräumt werden."

„So — Bücher?"

Elli war sichtlich nicht ganz befriedigt, aber sie fragte vorläufig nicht weiter. Stumm arbeitete sie an ihrer Stickerei weiter, jedoch, als eine neue Figur darin vollendet war, hob sie den Oberkörper mit einer energischen Bewegung und sah ihrer Mutter gerade ins Gesicht:

„Du, Mutter, ich muß dich was fragen."

„Was denn?"

„Warum — ihr seid so anders jetzt miteinander — du und Vater."

„Das bildest du dir ein."

„O nein! Ich merke das ganz genau. Du siehst Vater fast niemals an, siehst immer nur so vor dich hin. Und sprechen tut ihr auch nur ganz wenig miteinander. Warum seid ihr so? Vater ist doch so lieb."

„Er hat mancherlei zu denken jetzt, — eine schwierige Arbeit — ich will ihn dabei nicht stören."

„Ach, wenn er hier bei uns ist, braucht er doch nicht zu arbeiten."

„Das verstehst du nicht, Elli. Manche Gedanken gehen überallhin mit."

„Da muß man immer an dasselbe denken — nicht wahr?"

„Ja, Kind. Immerfort an dasselbe."

„Das ist bei mir auch so, Mutter."

„Bei dir?"

„Ja, ganz genau. Immerfort muß ich denken, was es jetzt mit euch beiden ist, mit Vater und dir."

Hedwig suchte mit unsicher bewegten Lippen vergeblich nach einer Antwort, aber sie blieb ihr erspart. Elli sprang plötzlich auf und rief:

„Da kommt Vater!"

„Wo denn? Ich höre nichts."

„Aber ich höre seinen Schritt auf der Straße unten. Er kommt, er kommt!"

Sie verbarg eilig die Stickerei, dann lief sie zur Tür und hinaus.

Elli hatte sich nicht getäuscht. Ihr feines Ohr hatte wirklich die Schritte des Vaters gehört, und nun bewillkommnete sie draußen im Korridor mit leidenschaftlichen Küssen den Heimgekehrten. Hedwig beugte sich tiefer auf ihre Arbeit.

Sie sah auch nicht empor, als ihr Mann, das Kind an der Hand führend, hereintrat. Elli hatte auch darin recht gehabt: Hedwig vermied ihres Mannes Blick. Und als er sie freundlich begrüßte, klang ihre Antwort gepreßt und kühl. Ein Schatten flog über sein in wenigen Tagen schlaffer und mager gewordenes Gesicht. Dann trat er an ein farbig verglastes Fenster, das einen Erker mit mattem Bunt erhellte. Dort blieb er eine Weile stehen, von Hedwig abgewandt.

Elli hatte sich an ihn angeklammert, gab seine Hand nicht frei. Endlich tat er eine Frage, doch ohne sich zu Hedwig umzuwenden:

„Gibt es etwas Neues?"

Die Frau zuckte fast zusammen bei diesen Worten. Ihr Gesicht blieb auf die Arbeit geneigt, als sie erwiderte:

„Ja — Fräulein ist auf die Polizei zitiert worden."

„Weißt du, weshalb?"

„Nein, ich weiß nichts Näheres."

Kurz und leise waren die Reden zwischen ihnen hin und hergeflogen, dann schwiegen wieder beide. Düringer blieb noch eine Zeitlang am Fenster stehen, um darauf mit müden Schritten zu einem kleinen Diwan in einer Ecke des Raumes zu gehen, wo er sich — ziemlich entfernt von seiner Frau — schwer niedersinken ließ. Elli ging immer mit ihm, stellte sich nun zwischen seine Knie, schlang ihre

Arme um seinen Hals und flüsterte:

„Vater, ich habe dich so furchtbar lieb!“

Er nahm sie und küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Elli warf einen fragenden Blick auf ihre Mutter, die sonst bei solchen Szenen zwischen Kind und Vater häufig ein ermahnendes Wort sprach. Aber heute sagte sie nichts; das bleiche Gesicht am Fenster blieb stumm auf die Arbeit gebeugt.

Es ging ungefähr eine halbe Stunde hin, ohne daß die Gatten ein Wort weiter miteinander gewechselt hätten. Erst ein herein dringender Klang vom Oeffnen und Schließen der Korridortür ließ Düringer wieder eine Frage tun:

„Ist nicht jemand gekommen?“

„Ja, ich glaube.“

„Weißt du, wer es ist?“

„Es wird Fräulein sein.“

Sie schwiegen wieder und warteten. Aber Fräulein Hegewisch kam nicht herein. Düringer stand auf und fing an, langsam hin und her zu gehen. Endlich hielt er sich nicht länger und fragte:

„Warum kommt sie nicht herein? Sie tut es doch sonst.“

„Soll ich einmal nachsehen?“ Es war Elli, die sprach. Sie hatte sich um das Heimkommen der Erzieherin kaum gekümmert, aber jetzt sah sie des Vaters Unruhe. Mit einer hastigen Bewegung durch die vorhergegangene statuenhafte Ruhe noch auffallender gemacht, stand Hedwig auf.

„Nein, bleib. Ich will nachsehen.“

Sie ging hinaus, rasch, aber mit eigentümlich schleppenden Schritten, und blieb wohl zehn Minuten draußen. Dann kam sie wieder und sagte:

„Fräulein fühlt sich nicht ganz wohl und hat gebeten, auf ihrem Zimmer essen zu dürfen. Es ist übrigens angerichtet; wir können hinübergehen.“

Sie ging voran, Elli folgte mit ihrem Vater. Still und wortkarg wie die Zeit vorher war das Mittagessen der drei. Nur ein paar gleichgültige Fragen des Kindes, dessen beobachtende Blicke zwischen den stummen Eltern hin und her gingen, unterbrachen ein paarmal das düstere Schweigen, das auf dem ganzen Hause zu lasten schien.

Als das Essen vorüber war, schickte Hedwig das Kind mit einer Mahnung, rücksichtsvoll und leise zu sein, zu Fräulein Hegewisch hinüber.

„Willst du nicht ein wenig ruhen?“ fragte Frau Düringer ihren Mann.

„Heute nicht — nein.“

Er stand langsam auf, sie folgte. Doch ging er nicht in sein Arbeitszimmer wie gewöhnlich, sondern wieder in das Boudoir seiner Frau, wo jetzt eine zarte Wintermittagssonne auf dem rotgrauen Damast der Möbel spielte.

„Ich möchte dich sprechen,“ sagte Düringer, als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte.

„Sprich.“

„Zunächst eine Frage: Was hat man von Fräulein Hegewisch auf der Polizei gewollt?“

„Man hat sie allerlei gefragt. Ueber dich — über unser häusliches Leben.“

„Was hat sie geantwortet?“

„Sie hat gesagt, wir lebten“ — aufsteigende Tränen wollten Hedwig die Sprache rauben, doch faßte sie sich rasch — „wir lebten anscheinend sehr glücklich miteinander.“

„Das entspricht ja der Wahrheit, wenigstens bis vor kurzem.“

„Ja, bis vor kurzem.“

„Und weiter?“

„Man hat sie gefragt, ob sie zu Hause war an dem Abend, als die Kunewka starb.“

„Sie war nicht zu Hause — wenigstens nur einen Teil des Abends.“

„Ja, nur bis gegen acht Uhr.“

„Hat sie das ausgesagt?“

„Ja.“

„Auch daß ich ihr begegnet bin, daß wir miteinander gesprochen haben?“

„Ja, auch das.“

„Nun, es ist gut.“

„Gut?“

„Klarheit ist immer gut, und vielleicht kann dies dazu beitragen, Klarheit zu schaffen.“

Sie antwortete nicht. Bis jetzt hatte sie gestanden, aber nun schwankte sie ein wenig und mußte sich niedersetzen. Die Sonne wanderte weiter, der freundliche Glanz entwich aus dem Zimmer.

Nach einer schweren Pause tat Hedwig abermals eine Frage.

„Du gibst es zu, Bruno, mit Fräulein Hegewisch dort gesprochen zu haben — warum leugnest du es mir ab, auch am Nachmittag dort gewesen zu sein?“

„Weil ich nicht dort war.“

„Aber ich habe dich doch gesehen — mit meinen eigenen Augen gesehen!“

„Trotzdem — es muß ein Irrtum gewesen sein.“

„Wie wäre das möglich? Wie könnte solch ein Irrtum sich erklären? Sage mir das, ich bitte dich.“

„Vielleicht“ — er brach ab, er schien das eine Wort schon zu bereuen.

„Du weißt nicht, wie mich's quält, gerade dies. Es ist mein Vertrauen zu dir, das davon abhängt: Kannst du mir diesen Irrtum erklären, Bruno?“

Er überlegte noch einen Augenblick, auf den Boden schauend, als wenn er von dort eine Antwort ablesen könnte. Dann sprach er langsam, in unveränderter Haltung: „Ich könnte vielleicht eine Vermutung aussprechen — eine Vermutung — nicht mehr. Aber sie würde dir wenig helfen, da du noch Gewißheit suchst, und die darf ich nicht aussprechen.“

„Warum darfst du es nicht?“

Nun trat er plötzlich nahe vor sie hin mit erhobenem Kopfe; seine Blicke bohrten sich in ihre Augen:

„Deinetwegen darf ich es nicht und unseres Kindes wegen.“

„Bruno, Bruno — wie soll ich das verstehen.“

„Daß ich für dich und Elli meine Position in der Welt und meinen unbefleckten Namen bewahren muß.“

„Um Gottes willen, stoße mich nicht in immer tiefere Dunkelheit. Ich suche nach Aufklärung, nach Licht, und was ich finde, bringt mir noch größere Verwirrung.“

„Ich hülfe dir gern, Hedwig. Bei Gott, mein Schweigen wird mir schwer! Aber es gibt Geheimnisse, die der Mensch allein mit sich herumtragen muß, die vor dem Lichte des Tages, vor dem Klange der Worte gehütet werden müssen.“

„Was für Geheimnisse, Bruno? Soll ich sie niemals erfahren?“

„Später vielleicht. Es hängt von mir nicht ab, wenn ich sprechen darf.“

„Aber ich kann in solcher Ungewißheit nicht leben — kann so nicht weiter neben dir hergehen und immer wieder, stündlich aufs neue an dir zweifeln. Ja, Bruno, ich muß es dir sagen: ich zweifle an dir!“

„Seltsam.“

„Was?“

„Wie du beredt wirst in dieser Not und Angst. Ich habe dich oft betadelt deines kühlen Schweigens wegen. Du weißt es, deine norddeutsche Mitgift war das. Nun ist es gebrochen — du hast reden gelernt. Es ist, als wenn eine Statue zum Leben erwacht wäre. Du bist jetzt erst ganz geworden, was du sein kannst.“

„Ach, das alles ist ja gleichgültig in diesem Augenblick. Ich suche nach Wahrheit — gib sie mir, Bruno. Ich will dir ja tragen helfen, was zu tragen ist, aber sag' mir die Wahrheit!“

„Ich kann es nicht, Hedwig.“

„Doch du kannst es. Beantworte mir eine Frage wenigstens.“

„Welche?“

„Bist du frei von Schuld oder nicht?“

Er kämpfte mit sich, er atmete so tief, daß der Kopf sich zurück und vorwärts bewegte, um dann mit einer einzigen Silbe zu erwidern.

„Nein,“ hieß die Antwort, die von seinen Lippen kam.

„Nein?“

Hedwig stieß das Wort in einem kurzen, raschen, gedämpften Tone hervor, der eindringlicher war als ein lauter Schrei. Sie hatte die Hände wie zur Abwehr ausgestreckt, und eine Zeit verging bis wenigstens ihre Lippen sich wieder bewegten.

„Es ist ja nicht möglich, Bruno, es ist ja nicht möglich! Wie soll ich es denken lernen, daß du — diese furchtbare Tat — —“

(Fortsetzung folgt)

Der Mann, der seine Frau nicht heiraten darf.

Von Günther Erlenbeck.

Hans Thomann lebte still und zufrieden mit seiner jungen, schönen Frau in Bozen, bis der Ausbruch des Weltkriegs ihrem Glücke ein jähes Ende bereitete. Der junge Ingenieur wurde eingezogen und schon nach wenigen Monaten in den Verlustlisten als vermißt aufgeführt. Seine Frau tat alles, um über das Geschick ihres Gatten Gewißheit zu erlangen, aber vergeblich; doch sprach alles dafür, daß Thomann bei einem Sturmangriff gefallen war. Sein Tod schien um so wahrscheinlicher, als weder sein Name in den russischen Gefangenenlisten erschien, noch auch nur das geringste Lebenszeichen von dem Verschollenen eintraf. Frau Thomann mußte sich damit abfinden, daß ihr Mann nicht mehr am Leben sei.

Im Büro einer landwirtschaftlichen Genossenschaft, bei der sie eine Stellung angenommen hatte, wurde die junge Frau mit einem dort arbeitenden kriegsgefangenen russischen Offizier, Wassilj Widratscheff, bekannt. Der stattliche Leutnant und die schöne Frau fanden schnell Gefallen aneinander und traten sich bald näher. Mit Kriegsende siedelten beide nach Wien über, da Frau Thomann nicht in dem italienisch gewordenen Bozen bleiben, Widratscheff nicht in das bolschewisierte Rußland zurückkehren wollte. Sie dachten an eine Heirat, die jedoch unmöglich war, so lange der Tod von Frau Thomanns erstem Manne nicht zweifelsfrei feststand. Auf den Rat eines Rechtsanwalts ließ sie ihn 1920 für tot erklären, bald darauf wurden sie und der ehemalige Leutnant ein Paar.

Fünf Jahre waren vergangen, als Frau Widratscheff eines Tages einen Brief erhielt ... von ihrem „toten“ ersten Mann. Thomann berichtete darin über seine Erlebnisse im vergangenen Jahrzehnt. Er war schwer verwundet in russische Gefangenschaft gefallen, mehrere Monate lang dem Tode nahe gewesen und schließlich in einem Gefangenenlager in Sibirien gelandet. Bald darauf glückte die Flucht nach dem nahen China. Tief im Innern lebte er einige Jahre lang, da er infolge der ständigen Wirren das Land nicht verlassen konnte. Um sich nicht zu verraten, wagte er auch keine Briefe abzusenden. Schließlich gelang es ihm, unter vielen Abenteuern und Gefahren zu Fuß Indien zu erreichen, von wo ein Dampfer den Flüchtigen nach Konstantinopel brachte. Von dort kündigte er seine bevorstehende Heimkehr an.

Der Brief erregte im Hause Widratscheff die größte Bestürzung. Auf Bitten seiner Frau, deren Liebe zu ihrem zweiten Manne längst erkaltet war, willigte der Russe ein, das Feld zu räumen. Eine Woche später langte Thomann an, ohne zu ahnen, daß seine Frau inzwischen anderweit geheiratet hatte. Der Heimgekehrte fand bald eine Stellung, und nichts störte den häuslichen Frieden, bis der Ingenieur eines Tages zufällig von einem Freunde von der zweiten Ehe seiner Frau erfuhr. Trotz ihrer inständigen Bitten, ihr die voreilige Ehe zu verzeihen, verließ Thomann sie, um die Scheidung einzuleiten.

Da erhob sich eine Schwierigkeit. Thomanns Anwalt eröffnete ihm, daß er eine solche Klage gar nicht erheben könne, denn er sei — wenigstens vor dem Gesetz — schon seit Jahren tot. Selbst wenn die Todeserklärung für nichtig erklärt würde, wäre das für ihn von keinem Nutzen, da die zweite Ehe seiner Frau vollkommen zu recht bestehe.

Thomann tat zunächst die nötigen Schritte, um wieder unter die Lebenden aufgenommen zu werden. Das Verfahren wurde eingeleitet, Zeugen vernommen, darunter auch Widratscheff, und dabei ergab sich die Tatsache, daß dieser inzwischen wieder geheiratet hatte, ohne Rücksicht darauf, daß seine Ehe mit Frau Thomann noch bestand. Er war, wie er angab, der Meinung gewesen, daß seine damalige Heirat durch die Rückkehr des totgeglaubten Ingenieurs von selbst hinfällig geworden sei, weil dieser die Voraussetzung der Todeserklärung durch sein Wiedererscheinen ja schlagend widerlegt habe. Das Gericht war jedoch anderer Ansicht, es verurteilte den unfreiwilligen Bigamisten zu drei Monaten Gefängnis, indem es zugleich dessen zweite Ehe als nichtig erklärte.

Nach Verbüßung seiner Strafe stand Widratscheff nichts im Wege, zu seiner rechtmäßigen Gattin — dies war immer noch die ehemalige Frau Thomann — zurückzukehren, worauf indessen beide Teile nicht den geringsten Wert legten. „Er“ wollte seine zweite Frau, „Sie“ ihren ersten Mann wieder haben, auf dessen Verzeihung sie noch immer hoffte. Unter Aufgebot von viel juristischem Scharfsinn kam man endlich zu dem Schluß, die einzig mögliche Lösung sei vorerst eine Scheidung der Ehe Widratscheffs mit Frau Thomann. Das Verfahren schwebt z. Z. vor einem Wiener Gericht.

Nicht so einfach liegt der Fall für Thomann, der unvorsichtig genug von den Toten zurückgekehrt war. Er hat sich zwar mit seiner, bezw. seines Nachfolgers Frau ausgesöhnt und möchte sie gern wieder zu sich nehmen. Aber das Gesetz macht noch Schwierigkeiten. Zunächst muß auf alle Fälle der Ausgang des Widratscheffschen Scheidungsprozesses abgewartet werden. Selbst wenn in diesem, wie zu erwarten ist, die Trennung erfolgt, kann Frau Thomann nicht einfach wieder zu ihrem Manne zurückkehren. Um die Ehe nach österreichischem Recht gültig werden zu lassen, bleibt nichts anderes übrig, als ein neues Aufgebot zu bestellen und ein zweites Mal die Trauung vollziehen zu lassen.

Thomann ist bereit, sich allen noch so weitläufigen Formalitäten zu unterwerfen. Nur eins bedrückt ihn. Wird er die Heiratsgenehmigung bekommen? Er zählt zwar bereits 44 Jahre, hat aber sein — zweites — Leben rechtlich erst vor einigen Monaten begonnen. Vor dem scharfen Auge des Gesetzes ist er minderjährig, ja, ein reiner Säugling, der streng genommen nicht in der Lage sein dürfte zu heiraten. Hoffentlich findet sich in Wien ein Salomo, der einen Ausgang aus diesem juristischen Irrgarten findet.

Ein Badeabenteuer im roten Paradies.

Aus dem Russischen von Johannes v. Eckardt-Riga.

Im Gebüsch eines sandigen Flußufers saß ein ziemlich wohlbeleibter Herr, seine Knie mit den Händen umfassend. Da bemerkte er Blachin, der sich ihm langsam näherte. Er sprang rasch auf und rief freundlich: „Kommen Sie nur 'ran; das Wasser ist prächtig!“ Beim Anblick dieses Unbekannten griff Blachin an seinen Hut und fragte: „Haben Sie schon gebadet?“ — „Nein, ich habe erst die Absicht, werter Mitbürger. Ich bade nämlich nur in Gesellschaft. Einer muß immer bei den Kleidern bleiben, um sie vor dem Gesindel zu schützen, das sich hier in der Umgegend von Moskau herumtreibt. Deshalb warte ich hier auf einen soliden Kompagnon, he, he! Wollen Sie der sein, einverstanden?“

„Einverstanden“, erbiderte lächelnd Blachin und ließ sich im Sande nieder. Der Dicke warf rasch seine Kleider ab, eilte ins Wasser, tauchte mehrmals unter, prustete, schüttelte sich und kehrte bald wieder zurück, um sich anzukleiden: „Herrlich, wie so ein kurzes Bad erfrischt“, rief er aus, seine Beinkleider anziehend. „Jetzt sind Sie an der Reihe, Verehrtester!“ Blachin, der bereits Zeit gehabt hatte, sich zu entkleiden, stieg vorsichtig ins Wasser, befeuchtete seinen Kopf, stürzte dann in die Fluten und schwamm hinüber bis zum jenseitigen Ufer. Dort faßte er im Schilf Fuß und schaute sich um. Was erblickte er? Eine grau gekleidete, dicke Männergestalt verschwand gerade hinter dem Gebüsch, aus dem auch seine Kleider verschwunden waren. Blachin schwamm eiligst zum anderen Ufer zurück und wollte den Dieb verfolgen, stieß aber auf eine Gruppe Spaziergänger und mußte umkehren, warf sich am Flußufer nieder und stöhnte: „Himmel, was soll ich jetzt machen, ich bin ja hilflos wie ein Kind.“ Langsam verschwand die Sonne hinter dem Walde. Die Schatten der Bäume begannen immer länger zu werden. Vom Fluß her wehte ein kühler Windzug. —

„Sie wollen wohl im Mondschein baden?“ fragte ironisch ein junger Mann im blauen Anzuge, der sich dem Verzweifelten näherte.

„Man hat mich schändlich um meine Kleider nebst Brieftasche bestohlen ... Drei Tscherwonzy und Dokumente“, wimmerte Blachin zähneklappernd. „Bitte, helfen Sie mir!“

„Wie kann ich Ihnen helfen?“ fragte erstaunt der Unbekannte.

„Ich wohne hier unweit im Landhause von Frau Perepölkina, bei der ich ein Zimmer gemietet habe ... Das ist ja nur ein paar Schritte von hier. Seien Sie so gut, gehen Sie zu meiner Wirtin und bringen Sie mir irgend welche Kleidungsstücke, einen Ueberzieher und ein paar Hosen! Bitte, helfen Sie mir“, sagte Blachin frierend.